

Angekommen in Althehnenberg und Hörbach Teil 2

Flüchtlinge und Heimatvertriebene in der ersten Nachkriegsjahren

von Toni Drexler

Fürstenfeldbruck, kurz Bruck, wie ich später erfuhr, war eine sehr kleine Stadt. Ein ganzes Stück kleiner als Leobschütz. Als wir ausgestiegen waren, mussten wir zum Fliegerhorst marschieren, der etwas außerhalb lag. Wir mussten durch die ganze Stadt gehen und zwar zu Fuß und alle Leute ringsherum haben uns ganz komisch angeschaut. Wir kamen uns vor wie eine Herde Schafe. Zu allem Überfluss hatten wir während unserem Marsch auch noch Fliegeralarm. Als wir dann im Fliegerhorst ankamen, wurden wir in die Arbeitsbaracken eingeteilt. Ich kam mit Eva und meinen Eltern in eine Stube, in der drei Betten standen. Auch hier hatten wir jeder einen Strohsack und Decken. Es war natürlich immer noch nicht übermäßig komfortabel, aber wir waren schon sehr froh, endlich aus dem Zug draußen zu sein, wieder in einer Art Haus schlafen zu können und ganz einfach ein Dach über dem Kopf zu haben. Kurz nach unserer Ankunft wurden wir von der Wehrmacht mit Nahrung und Anziehsachen versorgt. Es war kein schlechtes Leben in den Baracken, nach allem, was wir mitgemacht hatten. Bald bekamen wir unsere ersten Verpflegungsmarken. Es war ganz lustig, denn wir erhielten alles für diese Marken und konnten mit ihnen auch einkaufen. Wir bekamen auch Geld, das uns gegen Vorlage unserer Ausweise in der Bank ausgehändigt wurde.

Nach ein paar Tagen kam dann auch mein Bruder nach Bruck. Wie wir ihn gesucht hatten, so hatte auch er uns gesucht, da wir ja bei der Evakuierung Leobschützs auseinandergerissen worden waren. Durch das Rote Kreuz wurden wir dann endlich ausfindig gemacht, sodass er zu uns kommen konnte, und nun waren wir wieder zusammen. Nach einigen Wochen wurden wir in die Gemeinden im Landkreis verteilt. Wir sollten nach Althehnenberg kommen, was mir zu diesem Zeitpunkt, wie Ihnen sicher auch, noch nichts sagte. Die Fahrt nach Althehnenberg war nicht sehr angenehm. Wir wurden mit einem Viehtransporter oder so etwas Ähnlichem, also zumindest auf einer Ladefläche transportiert. Als wir in Althehnenberg ankamen, war ich zunächst, ehrlich gesagt, nicht sehr begeistert. Es war ein kleines Bauerndorf, in dem es nicht den Anschein hatte, dass hier irgend etwas los war. Wir mussten bei der Kirche aussteigen und bald darauf kamen dann auch schon der Pfarrer und der Bürgermeister und ein paar Bauern. Dann wurden wir aufgeteilt. Die Gemeinde bestand nämlich aus drei Orten: Hochdorf, Hörbach und eben Althehnenberg. Da wir zu Bauern kommen sollten, war es jetzt natürlich so, dass diese vorrangig gute Arbeitskräfte haben wollten und wir Familien dadurch zunächst einmal außen vor waren. Bei unserem Treck war auch eine alte Schulkameradin von mir dabei. Sie hieß Frau Schmette und als Spitzname Lunger Trude. Sie war mittlerweile auch

Witwe und hatte drei Buben. Lunger Trude blieb in Althegnenberg und kam zum Bauer Vogel, den sie dann später auch heiratete. Ihre Schwester, die Deckel, ist auch mit ihr mitgekommen. Später ist sie jedoch nach Dresden gezogen. Wir, die Eva, Mutter, Vater, Alfred und ich, wurden nach Hörbach eingeteilt. Wir wurden mit einem Pferdefuhrwerk nach Hörbach gefahren und kamen dann mit den anderen drei bis vier Familien zusammen in den Saal der Wirtschaft Kistler. Die Gaststube war im Erdgeschoss. Der Saal, in dem wir fürs erste leben sollten, befand sich im ersten Stock. Zum Schlafen hatten wir Holzbetten und Decken, und einen kleinen Ofen gab es auch. Sie können sich sicher vorstellen, wie es da beim Kochen zu ging, wir waren ja nicht alleine. Man musste sehr lange warten, bis man endlich an die Reihe kam, um sich sein Essen zu kochen, denn mehr als ein Topf passte nicht auf den Ofen und da hatte man einfach zu warten. In der ersten Nacht passierte etwas Trauriges. Ein Familienvater war gestorben. Das war eigentlich natürlich ganz normal, ich meine, dass Menschen sterben, doch was danach geschah, war nicht sehr angenehm. Am nächsten Tag wurde das Bett, auf dem er lag, nämlich nicht weggeräumt und auch der Leichnam wurde nicht abgeholt. Sein Bett wurde einfach an die Seite gestellt und zugedeckt. Erst nach zwei Tagen kam dann jemand, der ihn abgeholt hat. Da ich ja Krankenschwester gewesen bin, war ich eigentlich die einzige, die den Leuten helfen konnte. Wenn es irgend etwas zu tun oder zu entscheiden gab, wurde zunächst immer ich befragt, denn der Bürgermeister konnte ja aus meinen Papieren entnehmen, dass ich im Büro und im Krankenhaus gearbeitet hatte. Diese Tatsache brachte mir bald eine etwas bessere Position und ein etwas besseres Ansehen im Dorf ein. Kurze Zeit später war es dann soweit, dass mich der Bürgermeister fragte, ob ich nicht bei ihnen wohnen wolle. Ich war natürlich überglücklich und willigte sofort ein. Ich zog mit Mutter und Eva bei ihm ein und somit waren wir die ersten, die eine Privatwohnung bekommen hatten. Vater und Alfred blieben im Saal. Unsere gute Laune sollte sich jedoch bald ändern, denn es wurde einer nach dem anderen krank. Es fing meist mit Brechdurchfall an, doch wir wussten nicht, was die Leute hatten. Es war selbstverständlich, dass ich mich um die Leute kümmerte. Ich war jeden Tag bei ihnen. Auch Mutter sah nach den alten Leuten. Wir beide waren so ziemlich die einzigen, die den Kranken halfen, doch wir hatten keine Medikamente und diese Krankheit konnte man scheinbar nicht ohne Medikamente heilen, denn nach kurzer Zeit hatten wir bereits den zweiten Todesfall. Es war eine Frau. In Althegnenberg hatten wir auch eine Frau Doktor, die nun öfters nach uns schaute. Es wurde zwar etwas besser, doch ganz gesund wurde noch keiner. Leider wurde die Ärztin nur kurze Zeit später nach München versetzt und wir standen wieder ganz ohne medizinische Fachkraft da. Ein paar Tage später kam dann ein anderer Arzt.

Ich war sehr erleichtert, denn während der Zeit dazwischen waren meine Mutter und ich die einzigen, die sich um die Kranken kümmerten. Der neue Doktor war sehr freundlich und auch erleichtert, als er sah, dass er nicht ganz alleine war, sondern dass auch noch eine Krankenschwester im Dorf lebte. Nach einer ersten Untersuchung der Patienten erklärte er mir, dass sie die Ruhr hatten. Mutter und ich waren von nun ab fast den ganzen Tag bei ihnen, denn sie durften ja nicht aus ihren Betten heraus. Bald merkte ich jedoch, dass auch Mutter schwächer wurde. Sie wollte davon zunächst nichts wissen, doch kurz darauf lag auch

sie im Bett. Der Arzt sagte zu mir, dass sie sich irgendwie angesteckt haben musste. Es war sehr schlimm für mich. Unter Tags war ich meist bei den anderen Kranken. Als ich dann nach hause kam, hatte ich auch dort eine Kranke und ich konnte nichts für sie tun. Meine Mutter hatte zuletzt noch einen Wunsch. Sie wollte eine Taubensuppe essen. Also machte ich mich auf den Weg zu einem Bauern im Dorf, der ein großes Taubenhaus hatte. Ich fragte, ob ich wohl eine Taube haben könnte. Die Bäuerin sagte aber, dass dies nicht gehe. Ich erklärte ihr, dass ich sie für eine Suppe für meine kranke Mutter bräuchte und dass ich sie ja auch zahlen würde. Sie hörte sich das an und sagte dann noch einmal, dass es nicht gehe. Es war mir zum Heulen zumute. Warum gab mir diese Frau nicht eine von ihren vielen Tauben? Ich konnte es einfach nicht verstehen, aber so war es nun einmal und es war nicht zu ändern. Ich konnte den letzten Wunsch meiner Mutter nicht erfüllen. Sie starb am 29. April. Ich habe dann unseren Bürgermeister gefragt, wo ich Mutter unterbringen könnte, da es im Dorf keine Leichenhalle oder etwas Ähnliches gab. Er sagte zu mir, dass das alte Backhaus nicht mehr gebraucht würde.

Als ich es mir ansah, stand mein Entschluss ziemlich schnell fest: Hier sollte meine Mutter nicht hin kommen. Es war eine ganz zerfallene Bude. Mäuse und Ratten konnten ein- und ausgehen, soviel sie wollten. Nein, hierhin sollte Mutter wirklich nicht kommen. Ich bin nach Althegeenberg gefahren und habe den Schreiner gefragt, ob er denn nicht noch einen Sarg übrig hätte. Er hatte zufällig einen, Er war zwar ein wenig zu groß, aber da würde mir schon etwas einfallen. Als ich ihn endlich mit einem geliehenen Leiterwagen nach hause gebracht hatte, fragte ich die Frau des Bürgermeisters, ob ich etwas Heu oder Stroh haben könnte, um es hinten in den Sarg zu legen, ich brauchte ja nur eine Handvoll. Sie sagte, dass sie es für die Kühe brauche, ich aber etwas Gsod haben konnte. Gsod war eine Mischung aus Heu und Stroh, das jedoch ganz klein geschnitten wurde. Ich war nicht sehr froh darüber, doch ich hatte ja nichts anderes. Ich füllte es in ein Betttuch von mir, das ich zunähte und dann in den Sarg legte. Es war besser als gar nichts. Ich habe sie schön aufgebahrt und dann wurde sie am 1. Mai beerdigt. Nun konnte es mit den anderen weitergehen. Der Doktor sagte zu mir: „Frau Scherke, ich bringe ihnen Rizinus. Das geben Sie den Leuten jeden Tag ohne irgend etwas anderes.“ Von dem Geld, das ich noch hatte, habe ich dann beim Bäcker Zwieback backen lassen, den ich unter den Kranken verteilt habe, da sie ja nichts anderes essen durften. Langsam wurde es besser. Da der Saal aber nicht sehr groß war, wurden nun die Leute, sobald sie gesund waren, in andere Gemeinden gebracht.

Nach einiger Zeit merkte ich, dass ich schwanger war. Ich war zunächst ganz erschrocken, da ich ja gar nicht wusste, wer der Vater war. Dann fiel mir aber der Abend vor unserer Abreise aus Leobschütz wieder ein. Können Sie sich noch an meine Schilderung erinnern? Also, wie ich erzählt habe, feierten wir damals ja vom Arbeitsamt aus ein Fest und nach dem Fest sind dann der Leutnant und ich etwas näher zusammen gekommen. Da muss es passiert sein. Es gab keine andere Möglichkeit, denn ich hatte in der Zeit danach keinen Freund mehr gehabt. Ich wusste jedoch von keinem ehemaligen Arbeitskollegen, wo er jetzt lebte, da wir alle irgendwohin verstreut worden waren.

Im November wurde Elli dann geboren. Es ging uns nicht gut, da ich nichts zum Anziehen hatte, weder für Elli noch für mich. In dieser Zeit wurde ich sehr von Jugendamt unterstützt, denn Mutter war ja im April gestorben und ich stand alleine mit Vater, Alfred, Eva und Elli da. Es war sicherlich nicht leicht, aber es musste ja alles weitergehen.



Anton und Annemarie Kistler mit Tochter Anneliese um 1955

Nach kurzer Zeit kamen wir dann zum Bauer Huber, wo wir ein Zimmer ganz für uns alleine hatten. Es war ein relativ großes Haus und der Bauer besaß bereits an die fünfzehn Kühe im Stall. Es ging uns auch wirklich nicht schlecht. Gut, ich musste natürlich öfter mal mithelfen, wenn es galt die Kühe zu melken, auf dem Feld z.B. Heu einzufahren oder sonst irgendwie der Bäuerin zur Hand zu gehen, doch diese Arbeit war ich ja schon von Zuhause gewöhnt. ...

Sie hatte 1947 den landwirtschaftlichen Arbeiter Toni Kistler, der im Huber-Hof als "Schweizer" beschäftigt war geheiratet. Ihr Ehemann verunglückte 1956 tödlich, zurück blieben die Witwe, neun Kinder und ein halb-fertiges Einfamilienhaus. Annemarie Kistler ist 2018 im hohen Alter von 104 Jahren gestorben.

Ebenfalls aus Leobschütz kam Ende 1945 **Gertrud Schmette** mit ihren drei Söhnen Sepp, Hans und Manfred nach Hörbach. Die Witwe wurde beim Bauern Vogl einquartiert. Da ihr die Arbeit in der Landwirtschaft aus ihrer alten Heimat vertraut war, war sie in dem Anwesen sehr willkommen.



Gertrud Schmette und die Söhne Sepp, Hans und Manfred um 1947.

Der langjährige erste Bürgermeister und heutige Ehrenbürger **Helmut Hilscher** kam als Fünfjähriger zusammen mit seiner Mutter Emilie mit drei Geschwistern 1946 in einem Güterwagen in Maisach an. Sie kamen aus dem "Bärner Ländchen", einem Gebiet in Nordmähren (CSR). Die Familien wurden auf die Dörfer verteilt, die Hilschers kamen nach Althegenberg und wurden im Gasthof Bergmüller einquartiert. Sie hatten ein Zimmer für 5 Personen, ohne Bad und WC. *"Aufs Klo mußten wir auf ein Häuschen über den Hof neben dem Kuhstall. Von unserem Vater wussten wir nichts. Über das Rote Kreuz versuchte meine Mutter ihren Mann zu suchen. Der Krieg war zu Ende, das Elend war groß. Die Heimatvertriebenen waren größtenteils unerwünscht. Meine Mutter verdingte sich beim Peterbauern um uns Kinder zu ernähren. [...] In dieser Zeit schaute ich immer wieder zum Fenster raus auf die Hauptstraße [heute B2]. Eines Tages fuhr wieder ein amerikanischer Konvoi durch das Dorf. In der Kurve hat ein LKW so orange Kugeln verloren, sofort sauste ich runter und fand ca. 5 Kugeln. Ich wusste nicht was diese Kugeln waren, meine Mutter hat sie sofort als Orangen erkannt. Was für ein Wunder zum erstenmal was Gutes!"¹*



Familie Hilscher im Hof vom Bergmüller 1948

1948 kam dann sein Vater Gustav Hilscher aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück. *"Ein Güterzug hielt, ein Schiebetor wurde geöffnet und ein Mann stieg aus. Das soll unser Vater sein? Ein Russenmantel, Russenstiefel, Russenmütze, ein eingefallenes Gesicht, so sah unser Vater aus, von Sibirien zum Sterben entlassen. Hilde (Schwester) und ich liefen vor Angst davon. Wir beobachteten diesen Mann wie er in der heutigen Bahnhofstraße zu Dorfmitte in Richtung Bergmüller ging."* Gustav Hilscher ist nicht wie erwartet bald darauf gestorben, sondern er immerhin noch 85 Jahre alt geworden.

¹ Biografie Helmut Hilscher geb. am 1. März 1941 in Trzynitz Kreis Teschen, jetzt CSR früher Oberschlesien. 2022.